

Abend -



Zeitung.

Zweihunddreißigster Jahrgang.

46.

Donnerstag, am 16. November 1848.

Zwei Stunden in der Behausung eines Proletariers.

(Buchstäblich wahr.)

Eine enge Sackgasse der Vorstadt hinab, schreitet die Armendirektion des Bezirks, geführt vom Polizeikommissar. Die Herren begeben sich in's letzte Haus. In dicker Finsterniß tappt der Bezirksvorsteher nach der Treppe. Endlich wird das Auge, das draußen Sonnenschein und Schnee hatte, an die Dunkelheit gewöhnt, und die Kommission windet sich vier Treppen, von denen die vierte wegen zu fürchtenden Durchbruchs nur einzeln passiert wurde, hinauf unter den Dachraum des Hauses. Die Kälte oben war fürchterlich. Ringsum Bretterkammern. Das Wimmern eines kleinen Kindes machte allein bemerklich, daß auch hier, im grimmigen Winter noch Menschen wohnen. —

Der Kommissar öffnete die Thür der Bodenkammer und die Kommission trat in einen noch dunkleren, engen, durch Bretterverschlüge gebildeten Raum. Das Dachfenster war theils mit Papier verklebt, theils mit Lumpen verstopft, die letzten

Scheibenstücke dick mit Schnee überzogen. Ein rother Kasten, ein ärmlich Bett und ein Schemmel waren das ganze Mobiliar. Ueber dem Bett hing in altmodischem Goldrahme ein zerbrochener Spiegel, und seitwärts dem Fenster an einem Dachsparren ein ziemlich großes Oelgemälde, das Brustbild eines älteren Mannes darstellend. Die dünne, lange Gestalt einer Frau, ein weinendes Kind an der Brust, erhob sich vom Fußende des Bettes, und räumte schweigend einen Teller und einen Krug vom Kasten. Sie war noch jung, in leichten Kattun, aber reinlich gekleidet; das Kind hielt sie in ein altes Umschlagetuch gewickelt, fest im linken Arme. Ihr Gesicht verrieth Spuren tiefen Grams, wobei der Ausdruck desselben auf geistige Bildung deutete.

„Sie sehen hier, Herr Direktor,“ begann der Polizeikommissar, „die Unglückliche, die ich herausbringen sollte; da sie den schuldigen Bodenzins nicht zahlen kann.“

Direktor: „Allerdings ist der Wirth nicht zu zwingen, Leute, selbst hier, wohnen zu lassen, die das Ihre nicht berichten; aber, meine Liebe, wie kommt das, daß Ihr nicht bezahlt?“

Frau: „Mein Mann und ich haben keinen Verdienst.“

Kommissar: „Ja, Euer Mann ist aber auch zu schwach zur Tagearbeit.“

Frau: „Mußte er nicht Tagelöhner werden? — Hat ihn nicht die schlechte Menschheit dazu gezwungen? — Herr Direktor, wenn ich Sie nicht belästige mit unserer Geschichte des Unglücks“ —

Direktor: „Erzählen Sie, ich bin verpflichtet zu hören und zu helfen.“

Frau: „Mein Mann war Schneidergesell, als wir uns verheiratheten. Wir hatten beide nur so viel, um uns gemächlich einzurichten; um Bürger und Meister zu werden, hoffte er auf eine kleine Erbschaft. Die Erbschaft aber ging fehl, und da sein Gesellenlohn nicht ausreichen wollte, nahmen wir verschiedene kleine Arbeiten im Stillen an, und ich arbeitete mit meinem Manne in der Nacht, wann unsere Kinder schliefen.“

Direktor: „Hattet Ihr mehr Kinder als dieses?“

Frau: „Zwei.“

Direktor: „Sind sie gestorben?“

Frau: „Ja, weiß Gott! Hören Sie weiter. Wir machten unsre Arbeit gut, und bekamen einige Kundschaft. Natürlich, wir pfuschten, denn mein Mann war, wie gesagt, nur Gesell. Bald, sparsam zu leben gewöhnt, hatten wir ein Sümmechen runder Thaler im Schube, und mein Mann hoffte im andern Jahr sich zum Bürgerwerden melden zu können. Aber da wurde es dem Meister verrathen, bei dem mein Mann arbeitete, er entließ ihn, er zeigte uns an und, weil ich meinen Mann nicht sitzen lassen wollte, wanderte dafür unser erspartes Schweißgeld in's Stockhaus.“ —

Direktor: „Schrecklich!“

Frau: „Ja wohl schrecklich! Herr Direktor. Wir mußten also nun von vorn anfangen, noch Schulden machen, bis mein Mann wieder einen Meister fand, und dann — wieder pfuschen, denn die Schulden mußten bezahlt werden, das Gesellenlohn langte nicht, und unser Ziel wollten wir doch erreichen. Eine Zeitlang gings wieder, dann zeigte uns der alte Meister aufs neue an, und mein armer Mann mußte sitzen. Er lag vier Wochen darnach krank darnieder. In dieser Krankheit lernte uns ein Kaufmann kennen, versprach uns viel Arbeit, wenn wir uns in einer kleinen Stadt niederlassen wollten, wollte für meinen

Mann das Bürgerrecht kaufen und dgl. m. Wir küßten dem Netter die Hände und zogen in das nächste Städtchen. Dort aber zog es sich mit dem Bürgerwerden herum, denn der Magistrat verlangte durchaus ein untadelhaftes Wohlverhaltensattest, und weil dies mein Mann trotz allem Bitten nicht erlangen konnte, verließ uns auch der Helfer, und wir mußten Gott danken, daß er nicht mehre Stücke Tuch, die wir auf eigene Rechnung von ihm entnommen, bezahlt verlangte. So waren wir also wieder auf uns selbst gewiesen. Im Städtchen konnten wir nicht bleiben, denn dort ließ sich nicht pfuschen, ohne bei dem ersten Stück Arbeit entdeckt zu werden. Also wieder zurück in die Hauptstadt. — Sechs Wochen gings schlecht. Dann fand sich wieder ein Meister und einige Nebenarbeit, aber auch bald ein neuer Verräther, denn mein Mann war durch einen Kunden einem andern Gesellen unbenutzt in den Kram gefallen. Da mußte der Gute zum zweiten Mal sitzen — denn woher Geld, um zu bezahlen? — wir wurden sogar noch gepfändet, und drei Wochen lag mein Mann wiederum schwer krank. In dieser traurigen Zeit starben meine beiden hoffnungsvollen Kinder. Mangel an gehöriger Nahrung und Kleidung mag ihnen den frühen Tod bereitet haben. Jetzt war der Tischler, die Kirche zu bezahlen, jetzt kam der erste Wohnungszins, — mein Mann, noch schwach von der Krankheit, fand keine Arbeit, — der Wirth behielt unsere Sachen, und wir retteten uns hierher auf diese Bodenkammer. Mein Mann mochte wohl oder übel wollen, er mußte auf Tagearbeit gehen. Arbeit schändet nicht! sagte er, wenn ich weinte, und seine wunden Hände küßte. Mit der Zeit kam ich darnieder mit diesem Kinde und konnte nur wenig mit verdienen. Was er verdiente, langte kaum auf Brot und Salz, und was mir nun auch der jetzige Wirth droht, Herr Direktor, das werden Sie ja wissen.“ —

Direktor: „Ich will den Wirth bezahlen. Ihr selbst aber könnt nicht hier bleiben, und Eurem Mann muß passende Beschäftigung besorgt werden. Wo aber ist Euer Mann?“

Die Frau seufzte. „Seit gestern des Morgens hab ich ihn nicht gesehen. Er ging aus im schweren Kummer wegen des Mietzinses, um

Arbeit und einen Wohlthäter zu suchen. Gott weiß — mir ahnet nichts Gutes!" —

Während dem war eine Unruhe, ein Tumult im unteren Hausraume entstanden. Der Polizeikommissar war hinabgestiegen, und rief jetzt den Direktor. Die übrigen Mitglieder stiegen mit hinab, und eine Weile darauf folgte auch die Frau. — Welch ein Anblick bot sich unten dem Armendirektor dar. Man hatte den Mann der unglücklichen Frau gebracht; todt, erfroren hatte man ihn vor dem Thore auf einem Seitenpfade gefunden. Vier Groschen steckten in seiner Tasche, die er sich vielleicht noch am Abend vorher in einem Dorfe verdient haben mochte. Die, seiner körperlichen Beschaffenheit unangemessene schwere Arbeit, Kummer und Mangel an Nahrung, mögen ihn bis zum Tode abgemüdet haben, und so scheint er auf dem Wege zu den Seinen eingeschlafen zu sein, um nie wieder zu erwachen. Die Rettungsversuche waren bereits, aber vergeblich angewandt worden. — Indem der Direktor sich an den Polizeikommissar wandte, und ihn fragte, was hier zu thun sei, war die Frau auf der letzten Treppe angekommen, bog sich über das Handgeländer, ach Gott! mein Mann! — und sie stürzte die Treppe herab, sammt dem Kinde. —

Eine halbe Stunde später verließ die Kommission das Unglückshaus. Der Armendirektor hielt das Kind, das bei dem Falle der Mutter unbeschädigt geblieben, in seinem Mantel gewickelt. Die Mutter der Waise war eine Leiche, wie deren Vater; Schreck und der Sturz hatten auch ihr schwaches Leben geendet. —

K. Bitterling.

Das politische Lied und seine künstlerische Berechtigung.

Von

Gustav Liebert.

Wir knüpfen unsere Betrachtung an Hegel's großes Wort: Die Geschichte ist der Fortschritt im Bewußtsein der Freiheit. Frei sind wir, wenn

wir subjektive Triebe und Gelüste verleugnend, dem allgemeinen (objektiven) Willen, dem Gotteswillen unserer Natur und Lebenslage gemäß als Werkzeug dienen. Es giebt deshalb nur eine Freiheit durch ein Verständniß des allgemeinen Willens.

Für dieses Verständniß des Gotteswillens, für dieses Bewußtsein der Freiheit, für die Kundgebung und Verweltlichung desselben im äußeren Leben der gesammten Menschheit, haben die Völker gearbeitet durch die ganze Weltgeschichte. Wie weit sie es gebracht in diesem Bewußtsein, wie weit sie vorgedrungen in jenem Verständniß, das hat sich offenbart in ihrem Thun und Treiben, in ihrem Leben, dessen Form, so roh sie auch sein mag, wir mit dem Ausdruck Staat belegen wollen. In der Gliederung des Staatskörpers, in der Bewegung seiner Kräfte, in der Thätigkeit seiner Zugehörigen waltet der Gotteswille, so weit man ihn verstanden, lebt die Freiheit, so weit man sich ihrer bewußt worden ist.

Allein dieses Feld, auf dem sich die Erkenntniß der Gottheit offenbart, ist so weit und umfanglich, ist so vielfach verzweigt und zusammengesetzt in sich, daß der menschliche Blick es unmöglich ganz zu umfassen und zu durchdringen vermag. Daher das Streben, ein Zeugniß zu geben von seinem Weltverständniß, von seinem Freiheitsbewußtsein, in dem man kleine Welten schafft, in denen die Gottheit, so weit man sie versteht, sich abspiegelt, wie die ganze, volle, große Gottheit im ganzen, vollen, großen Weltbau. Diesem Streben wird Genüge geleistet, diese Menschenschaft wird abgelegt durch die Kunst; der Künstler ist dasjenige Individuum, welches die Weltanschauung, die Gotteserkenntniß, das Freiheitsgefühl seines Volkes, seiner Zeit in Mikrokosmen verkörpert.

Man erkennt überall die Selbstständigkeit, das Fertigsein und die Abgeschlossenheit in sich als das nothwendige Merkmal eines Kunstwerks; das Verwiesensein auf ein Anderes außer ihm, das Wirken auf einen Zweck ist unkünstlerisch; seine Wirkung auf das Gemüth der Beschauer oder Hörer übt es von selbst, ohne daß man ihm die Absicht des Künstlers, diese Wirkung hervorzu- bringen allenthalben anmerkt. Allein man hüte

sich diesen Begriff künstlerischer Selbstständigkeit mißzuverstehen. Das Kunstwerk wird nur zu einem in sich fertigen, abgerundeten Ganzen, in seiner Einheit, in seinem Zusammenhalt mit dem historischen Boden, aus dem es hervorgewachsen ist. Kunstwerke sind nicht bunte schillernde Seifenblasen, die der Künstler, einem spielenden Knaben gleich von sich bläht in die weite Luft, sie sind nicht Blüthenfloeken, die der Baum der Seele von sich schüttelt, auf daß sie da und dort hin fliegen: jedes Kunstwerk ist eine Blume, fest wurzelnd im Künstlerbusen, der wiederum nur ein kleines Gärtlein ist auf dem weiten Felde des Bewußtseins, des geistigen Lebens seines Volkes. Aus diesem empfängt der Künstlergeist Saft und Nahrung; was das Volk durch Mühe und Arbeit vieler Jahre gewonnen hat an Verständniß der Schöpfung Gottes, das setzt den Künstler in den Stand, selbst ein schaffender Gott zu sein, und die Erprobung des Werthes seiner Schöpfungen kann dem Künstler wiederum nur kommen durch das allgemeine Verständniß und Mitgefühl, das dieselben im Volke finden. Das ist die Wechselbeziehung, der ewige, nothwendige Zusammenhang zwischen Künstler und Publikum.

Was von der Kunst im Allgemeinen gilt, muß auch mit demselben Rechte von der einzelnen Kunstgattung gesagt werden können. Das Lied ist der unmittelbare Ausdruck eines die Seele mit voller Gewalt fassenden, noch nicht vom Verstande beherrschten Gefühls; es ist das zur Musik veredelte, sprachlich verdolmetschte Brummen, Jauchzen, Pfeifen u. s. w., zu dem wir uns im Momente solcher überwältigenden Gemüthsbewegungen gedrungen fühlen.

Wenn nach dem oben Erörterten die Kunstgeschichte ein trugloses Abbild der politischen Geschichte ist, so muß die Geschichte des Liedes wegen der Unmittelbarkeit und Naturwüchsigkeit des letzteren die Schicksale der Staaten und Völker am wahrsten und treuesten abspiegeln. In der Zeit, wo die Glieder eines Volkes froh und glücklich zusammen leben, wo alle Kräfte freudig aufgehen in dem Getriebe des Ganzen, wo alle zusammen wirken in harmonischer Einigung, in dieser Zeit giebt uns Kunde von der Gemüthswelt, die unter der Hülle jenes heiteren zusammen-

stimmenden Außenseins sich regt, das Volkslied. In den Tagen aber, die naturgemäß auf jene folgen, in den Tagen, wo das Leben des Volkes matter wird, wo die erst so innig ineinandergreifenden Elemente dieses Lebens sich sondern, wo jeder seinen Stolz darein setzt sich wegzuwenden, von dem strupsen, gehaltenen Thau der Masse sich zu versenken und zu vertiefen in sich selbst, sich eine Welt im eigenen Gemüthe zu gründen: da kündet uns der Pulsschlag dieser dem Subjecte gehörenden Innenwelt, das subjective Lied. Sehnen sich endlich die von einander gelöbten, in ihrer Sonderentwicklung zum Vollgefühl ihrer Individualität gediehenen Glieder eines Volkes nach einer Wiedervereinigung, nach einem freien, kräftigen Zusammenwirken, wollen sie sich Bahn brechen zu dieser Einigung, zu diesem freien Wirken im freien Staat, kämpfen sie deshalb an gegen niederdrückende, hemmende Gewalten: dann tönt halb Klage, halb Kampfruf das politische Lied.

So haben wir denn den historischen Boden des politischen Liedes gefunden: wenn die sich fühlenden Individuen aufgehen wollen im freien Staat, wenn sie zur Gründung desselben die Hemmnisse zu überwinden suchen, die in der vorhergehenden Particularisation ihren nothwendigen Grund haben; oder wenn, mit anderen Worten, das vorgeschrittene Bewußtsein andrängt gegen ein welches, morsches, zerrüttetes Völkerleben, um es zu zertrümmern, und eine neue, ihm entsprechende Welt zu gestalten, — dann findet dieser Zwiespalt zwischen Bewußtsein und Wirklichkeit, dieser Kampf der Wahrheit gegen die Lüge, seinen Ausdruck im politischen Liede. In keiner Zeit ist dieser Gegensatz zwischen Geist und Weltlichkeit, zwischen Prinzip und Anwendung, zwischen Theorie und Praxis, greller, schroffer hervorgetreten, als in unseren Tagen; nie hat das äußerliche Leben dem, der daraus die Höhe des Freiheitsbewußtseins und der Geistesbildung etwa abstrahiren wollte, mehr gelogen, als jetzt. Deshalb, wie in der Zeit des Mittelalters, als die Leute in heiterem Sinnengruß in fröhlichem Naturleben, sich einig nebeneinander bewegten, aus dem Munde des pflügenden Bauers, aus der grünen Nacht des Waldes, von der Landstraße

aus dem Chor wandernder Handwerksburschen allenthalben das kernige Volkslied erklang; wie uns aus dem Dichterstübchen des 18. Jahrhunderts, in zartester Vollendung von Göthe'scher Harfe gesungen, das subjective Lied entgegenzittert, so ist das politische Lied, die eigenste Poesie, unserer Zeit. Das Bewußtsein jenes Gegensatzes, das ein Eigenthum einzelner, hoher Geister, wiederklang in Klopstock's Oden, in den geselligen Liedern und in den Dramen Schiller's, es ist durch kühne Schrift und Rede, durch Revolutionen und Völkerkämpfe Gemeingut geworden, in fast jedem Geiste ist es wach, in fast jeder Brust regt sich der Widerwille gegen die äußeren Weltzustände, der Drang nach der Zukunft. Deshalb hat sich der Schmerz der Gegenwart und die Zukunftshoffnung, die in jenen Dichtungen, in einer franken Umhüllung vor uns treten — neuer Wein in alten Schläuchen, mit Prug zu reden — sie haben das sie selbst höhrende Gewand geworfen, frei und nackt, erscheinen sie uns in den Donnern des politischen Liedes. — Es haben manche Kritiker in unseren Tagen das politische Lied als Kunstgattung angegriffen, indem sie scheinbare Schwächen und Mängel, die ihnen, ihren Ansichten, oder vielmehr ihren Träumen von Kunst und Schönheit zuwiderlaufend, zufällig am politischen Liede aufstießen, benutzten, um denselben echt künstlerisches Wesen abzuspochen. Die echte und wahre Kritik aber ergründet zuerst den substantiellen Gehalt, die Idee eines Dinges, mithin auch einer Kunsterscheinung, und vor dieses Forum fordert sie die Sünden gegen die eigene Idee, welche an derselben sich finden.

Daß das politische Lied als Kunstgattung seine Berechtigung habe, ist bereits nachgewiesen worden. Wenn man Schwächen an demselben nachzuweisen gesucht hat, so hat man wider Willen dazu gedient, die Anforderungen, die man an das politische Lied machen kann, herauszufinden. Zuerst hat man ihm jene Nacktheit vorgeworfen, deren wir vorhin gedachten. Es ist freilich nicht umweht von dem zarten Duft eines schönen friedlichen Völkerlebens, den manche Leute an einem Kunstwerke für unentbehrlich halten. Allein eben darin liegt seine Echtheit und Wahrheit. Die Melodie der Völkerbewegungen, die das Ohr des

Ungeweihten wirre und wild umtosen, rafft es auf und singt einen grausen Triumphgesang dem Geist der Geschichte, der allgewaltig sich regend, an den morschen Säulen des gegenwärtigen Lebens rüttelt, und da und dort frische, grüne Sprößlinge der Zukunft treibt.

Die Abrundung und Abgeschlossenheit, die edle Ruhe und Haltung hellenischer Kunstwerke gebreche dem politischen Lied, das ist ein zweiter Vorwurf, den man ihm zu machen pflegt, ruhelos, haltungslos schieße es dahin und dorthin. Allein in sich fertig und abgeschlossen ist, wie wir nachgewiesen haben, ein Kunstwerk nur in seiner Einigung mit dem Volke, mit der Zeit, mit dem historischen Boden, dem es entwachsen. Man fasse das politische Lied auf, als wurzelnd in dem Zustande des Moments, in dem es entstanden, man wird sehen, wie beides in seiner Einigung, zwar vielleicht als ein seltsames, aber gewiß als ein in sich fertiges, selbstständiges Ganze erscheint.

Die Probe von dem unkünstlerischen Charakter des politischen Liedes werde abgelegt, sagt man weiter, dadurch, daß es einen Moment nur Anklang finde, dann aber wegen des Mangels an allgemein menschlichen Gehalte vergessen werde. Der Boden des politischen Liedes wankt und bebt von vulkanischen Gluten durchkocht, und mit ihm wandelt auch die Stimme, die ihm entschallt. Wie aber der Moment in Revolutionen Jahre friedlichen Stilllebens aufwiegt, so gilt auch das Lied des Moments so viel als eine glänzende Dichtung, die Jahrhunderte durchtönt.

Wir werden aber diesem Wesen des politischen Liedes gemäß, das gerade durch jene Vorwürfe uns klarer geworden ist, über die an einem Wesen begangenen Sünden einzelnen Leistungen dieser Gattung aburtheilen können. Zunächst müssen wir gegen die politischen Lieder uns erklären, die im romantischen Gewande vor uns treten, d. h. deren Dichter gerade durch jene franke Vergangenheit, gegen welche die in ihnen pulsende Gottesmacht ankämpft, wenigstens theilweise beherrscht werden. Wir meinen vor allem die Kriegslieder der Dichter von 1813, eines Körner, Arndt, Schenkendorf. Wohl haben auch diese ihre Berechtigung den Meisterliedern eines Freiligrath gegenüber, allein nur im dem Sinne, wie

Thespis Karren gegen die von Sophocleischem Leben durchdrönten Hallen des attischen Theaters. — Wir müssen ferner über die politischen Lieder den Stab brechen, die nicht ein freier unmittelbarer Erguß des Sichlebendigfühlers in den Einflüssen des Momentes sind, sondern in langem, mühsamen Zusammenstoppeln, wie dies vorzüglich in den letzten Tagen von literarischen Dilettanten geschieht, gemacht werden und nur allgemeine Sätze und kahle lebenslose Phrasen enthalten.

Conföderation und Kosmopolitismus.

Zwischen allen Revolutionen aller Völker finden wir einen gewissen Zusammenhang; es ist, als stünden Zeit und Nationen in einem geistigen Rapport. Wer die Revolution von 1791 und die von 1848 mit ruhiger Sonde prüft, findet nachgerade dieselben Typen, dieselben Bewegungen und Schlagworte. Ueberall alte Sünden, auf deren vermoderten Gerippen das Volk eine neue Zeit bauen will, alte, in die Brüche gegangene Systeme, Inkonvenienzen, auf denen das Volk ein neues, zweckdienliches Gebäude erschaffen möchte. Und doch kann es den Völkern nicht gelingen, weil zeither durch reactionäre Gelüste oder Sonderinteressen der Saame der Zwietracht genährt war. Als im März eine neue Sonne auf unserm politischen Himmel aufging, da durfte man hoffen, die Völker würden Hand in Hand zu einem großen Ziele gehen. Man schwärmte von Conföderation der Staaten — und nachgerade konnten kaum zwei bis drei Völker neben einander gehen; man träumte von Kosmopolitismus, aber es waren eben nur schöne Träume, und der Kosmopolitismus hat im Jahre 1848 einen so derben Stoß erhalten, wie niemals; denn aus dem Freiheitskampfe ist ein Nationalitätenkampf geworden. Italien konnte die Deutschen nicht mehr ertragen und den Slaven wurde es unter der ehernen Faust der Ungarn zu enge. Die Ungarn selbst wollten die Freiheit,

aber nur für sich, für ihre überstolze Aristokratie. Was Ungar war, was ungarisch sprach und sich ungarisch irug, sollte gelten, sollte Herr sein; alles Andere war nichts. Es wäre Niemandem im Ministerium eingefallen, Italiens Lostrennung aufzuhalten, wenn die Lombardei jenen Theil der Staatsschuld übernommen hätte, den sich Oesterreich seiner Provinzen wegen aufgebürdet; aber augenblicklich im Vortheile, vergaß Italien die Regeln kluger Politik. Was um einige Millionen Goldes erkaufte worden wäre, wird jetzt kaum durch so viel Blutstropfen erkaufte.

Die Völker haben vergessen, daß die Zeit so bewegt ist, daß in einem Augenblicke das Blatt sich wenden kann; die Feinde des Volkes, die Feinde seiner Freiheit sind noch stark, und eben darum sind sie die gefährlichsten, weil Jener, der des Volkes Rechte antastet, auch ein Feind der Dynastie ist, denn nur dann, wenn diese den Wünschen des Volkes, insoweit sie gerecht sind, gewährt, gewinnt sie die Liebe des Volkes. Der Kaiser hatte seinen Völkern viel gegeben; es war vorauszu sehen, daß nur in einer ruhigen Haltung des Volkes die junge Freiheit ihre Stütze finden würde; aber es war auch vorauszu sehen, daß die Freiheit zu Grunde gehen, daß die Freiheit sterben müsse, wenn sich Parteien im Volke entspannen und der gesunde Volksinn durch Wähler beirrt würde.

Hätte der Reichstag gleich im Beginne sich ein energischeres Wirken zum Ziele gemacht, wir wären weiter mit unserer Freiheit; wäre die Zeit nicht mit Interpellationen gebrochen worden, die Verfassung, die Constitution wäre bereits in einem weiteren Stadium. An dessen Statt hat man den entgegengesetzten Weg eingeschlagen; der Bauer wurde zwar emancipirt, aber der Bauer war ehevor der bevorzugte Mann des Staates. Betrachten wir hingegen den Arbeiter, den Handwerksmann, den Paria des Staates, wahrlich ein bitteres Lächeln übersieht unser Antlitz bei dem Gedanken — daß für ihn so gut wie nichts geschah. Wenn die Sachen beim Alten bleiben, so gingen sie an 200 Gulden zu Grunde, die mancher Vertreter des Volkes erhielt, der weiter nicht wußte, auf welchem Flecke dem Volke das Herz weh thut.

Aber es ist an der Zeit, daß alle Völker sich vereinen, ein Herz und eine Seele und ein Sinn, daß sie den langgenährten Haß bei Seite legen, den nur die Reactionspartei, die Rückschrittmänner nährten, um die Völker wie ein unseliges Wild zu Tode zu hegen. Nur in gemeinsamer Kraft liegt die Aussicht der Demokratie, die man zeither so gewaltig verschrien hat. Nachgerade aber hat man doch einsehen gelernt, daß sie es ehrlich mit dem Staate meinte, denn sie wollte die Kluft ausfüllen, die sich zwischen den Fürsten und ihren Völkern öffnete. Die wahren Demokraten wollen nicht zerstören, sie wollen neu schaffen; sie wollen nicht das Gesetz unterdrücken, sondern ein Gesetz, das für Alle gilt und Alle beglücken kann; sie wollen die Freiheit, aber nicht Freiheit durch Anarchie, durch Zügellosigkeit.

Es giebt der Fürsten so viele, die auf den Untergang der Staaten Mitteleuropa's lauern; im Norden und Süden rüstet sich der Erzfeind unseres politischen Seins, die russische Knute und die Heuschschaar des römischen Pfaffenthums. Sollen die Völker diesen Götzen noch einmal verfallen? Die Zeit ist ja vorüber, wo man das goldene Kalb des Absolutismus umtanzte und sich vor den Bullen Rom's krummbückelte.

Nur durch Einheit und gegenseitiges Vertrauen können die Völker die wahre Freiheit erringen; und es wäre gegen alle Politik, wenn noch ein Mal ein finsterner Parteihass herausgeschworen würde. Werfen wir unsere Blicke jenseits des Ozeans, nach den herrlich geregelten Verhältnissen der amerikanischen Staaten — hat dieses junge Land nicht seine Mutter Europa, seine Stammländer in jeder Beziehung beschämt? Wie viele Völker wohnen traulich neben einander, ihr einziges Gesetz ist der Humanismus, das rechte Begreifen der socialen Verhältnisse macht ihr Glück! Der Gedanke, daß sie nicht allein auf der Erdscholle kleben, wo sie geboren, schafft ihnen das Bewußtsein des wahren Vaterlandes! Heilig ist dem Europäer sein Vaterland, es muß ihm über Alles gelten, aber nicht an der Zeit ist, Völker zu hassen, weil sie ein anderes Kleid tragen und eine andere Sprache sprechen, als die unsrige! Thöricht ist es, einen Menschen um

seines Glaubens willen zu richten, denn es ist im Grunde eins, ob seine Kirchenfenster von rothem oder grauem Glase sind, die liebe Gottessonne scheint überall gleich durch.

Wäre im Geiste des Humanismus, der Socialität vorgeschritten worden, hätte im vorigen Jahrhunderte die Guillotine weniger Opfer, das jetzige Jahrhundert keine blutigen Sansculotten geschaffen. Und doch reproducirt sich Alles in der Weltgeschichte, die Napoleon's und Cavaignac's, Blutthaten wie der Fall Louis XVI., der Prinzessin Lamballe und Marie Antoinette's und Volksmorde wie jene der Frankfurter Deputirten, der Grafen Lamberg und Latour. Es ist nicht das erste Blut, ehe wir die neuesten Blätter der Weltgeschichte umschlagen, die jetzt mit rapider Vehemenz geschrieben wird, begegnen wir vielleicht neuen Blutspuren. Die Weltgeschichte rollt unaufhaltsam vor unsern Augen ab, das Uhrwerk ist im Ablauf. Keine Stunde der Gegenwart giebt einen sichern Anhaltspunkt.

Prag.

Guido Holz.

Der Gewerbsmann.

Ja wohl der arme, bedauernswerthe Gewerbsmann, der von den Segnungen der sogenannten Errungenschaften noch gar nichts profitirt, dessen Leiden sich aber seit der März-Revolution verzehnfacht haben und der doch heldenmüthig genug ist, alle üblen Folgen, die in der ersten Zeit jeder Staatsumwälzung nachkommen, mit aller Hingebung und jener Gelassenheit zu ertragen, die diesen Stand so achtungswerth macht: ihm gelte alle Theilnahme! — Bei dem Anfange eines 33 jährigen Friedens währte man den Anfang einer goldenen, paradiesischen Zukunft, und — welch eine bittere Täuschung, — ein bedeutender Theil von beinahe zwei in die dunkle Gruft hinabgestiegenen Generationen hat am Rande des Grabes in ein elendes, kummerreiches Leben zu-

rückblicken und seine Angehörigen in Verzweiflung zurücklassen müssen! — Und wie konnte es auch anders kommen? Da kümmerte sich Niemand um Handwerker oder Gewerbsleute. So lange nur ihre Abgaben geleistet oder exekutivisch beigetrieben werden konnten, fragte weder eine Regierung, noch vielweniger ein Ministerium nach dem Wohl oder Wehe der Bürger, und wenn es ein Mal geschah, so suchte man, sich wegwendend die Achseln und schloß sich die Augen und mochte nicht sehen. Und in allen Regierungsstädten freute man sich wie das Kind zu Weihnachten am Christbaum, über die gewaltigen Summen für die Gewerbescheine und pries das Gedeihen der Industrie und Gewerbe und schläferte sich ein und träumte von Zeiten der Rosen und des Volksglücks. Und doch nagte schon seit dem Jahre 1820 der Keim der nahenden Verarmung und des sichtslichen Verkümmerns in beinahe allen Schichten des Bürgerstandes und mehr und mehr in allen Adern des Volkslebens und bildete sich zum Krebsartigen Schaden. Wem ging dies auch irgendwie an? Wer kümmert sich gern um Sachen, die, wie es schien, kaum je zu ändern? Die Monarchen umgaben sich mit Ministern, die stets am vollen Tische gefessen, die von der Wiege bis zur Bahre von Luxus umgeben, die Noth und den Mangel niemals gekannt, die dem Volke und seinen Bedürfnissen oftmals ganz fremd, die häufig weder den guten Willen, noch die nöthigen Kenntnisse und Umsicht zu einer väterlich-wohlthätigen Regierung und Gesetzgebung besaßen, die öfters wenig beliebt und endlich verhaßt; mit Ministern, die ihren Scharfsinn in den Zuständen des Auslandes nur übten, das Testament Ferdinand des Siebenten verwarfen, die Regierungen der Donna Maria Gloria und Isabella nicht anerkannten, die dadurch die Commerzverhältnisse mit diesen wichtigen Ländern störten; die keine Energie entwickelten, als das große Rußland, dem wir bei Befiegung seines aufgestandenen Polenvolkes, durch Absperrung der Grenzen und thatkräftige Hilfeleistungen, als es seine decimirten und niedergeschlagenen Armeen mit dem Rücken an Preußen, als einem alten Verbündeten der heiligen Allianz, anlehnen konnte, beistanden und das dann aus slavischer Erkennt-

lichkeit seine Länder hermetisch verschloß; die bei der Auflösung des Freistaats Krakau und seinen Anschluß an Oesterreich ohne irgend einen Vorbehalt oder anderweite Entschädigungen und nothwendigen Grenzregulirungen einwilligten, ohne die geringste Ahnung, daß sie durch diese Handlung dem schlesisch-preussischen und deutschen Fabrikwesen und Verkehr einen unersehblichen Verlust beibrachten, die bei den religiösen Zerwürfnissen durch einseitige Verfügungen den Groll und die Zwietracht vermehrten; mit Rathgebern, die sich selten im Volke bewegt und seine Bedürfnisse nicht kannten, früher vielleicht als tüchtige Kriegesmeister oder Haudegen geglänzt, als gewandte Hofleute des Fürsten Blicke gezogen, von Aktenstaub gepuderte oder im Studierzimmer ergrauete Männer — die Alle nicht wußten, wie dem Gewerbetümmele zu helfen, nie fragten: „Von was lebt Ihr?“ und denen Alles auch höchst gleichgiltig sein konnte. — Aber dem Regenten die Augen zuschließen und einen Wall um ihn bilden, damit keine Klagen und Seufzer sein Ohr je berühre, das war ihre Kunst! — Die Nachkommen Friedrich's II. und Joseph's II. traten nicht mehr in die Kreise ihrer geliebten Unterthanen, sie vernahmen nicht mehr die gerechten Wünsche und Forderungen ihrer Getreuen, die für sie so gern lebten, bluteten und starben. — Die Reisen der Fürsten waren bloße Triumphzüge, und die von äußerer Pracht geblendeten Augen der Majestäten vermochten nicht das Elend ihrer Kinder zu schauen und zu begreifen! — Auf diese Art wurde die Liebe der Völker zu den Fürsten gewaltig geschwächt und zeitlang entfremdet!

Die Freiheitskriege gegen Frankreich brachten nur dem russischen Czaren Gewinn! — Alexander lernte auf's Neue, gleich Peter dem Großen, den hohen Werth der Industrie und Kultur anderer Länder kennen und entzog uns die geschicktesten und fleißigsten Künstler, Gewerbsleute und Fabrikanten durch lockende Anerbietungen. — Und als wenn die deutschen Fürsten völlig verblendet, beredeten und unterstützten sie nach Norden die Auswanderung des Kernes der Arbeiter. — Jetzt sehen wir die Folgen! Verschwunden ist der Handel nach Warschau, Brody, Krakau, der Moldau

und Wallachei, über Kiachta* und Nisnei-Nowgorod** nach China und überhaupt nach dem Orient! — Unsere früher blühenden ober-schle-sischen Tuchfabriken zu Kreuzburg, Rosenberg, Pleß etc. schwachten im Siechtum und werden bald völlig verschwinden, und schlesische Linnen sind kaum mehr begehrt. Ist überseeischer Handel auch ohne schützende Kriegsflotte nur möglich? — Während das Landheer Millionen zu Millionen kostete, lichtete nicht eine einzige Kriegsbrigg an den Gestaden der Nord- und Ostsee ihre Anker; entfaltete keine einzige Fregatte die Flagge Deutschlands oder Preußens; kein Prinz des reichen österreichischen oder preussischen Hauses gab einen Pfennig zur Begründung einer deutschen Seemacht, während die österreichischen Journale derselben noch spotten. — So wird es einigermaßen begreiflich, daß übergroße Freiheit und Anhäufung der Gewerbe, die Prohibitiv-Systeme anderer Staaten und die unverzeihliche Vernachlässigung alles auswärtigen Handels, unsere Fabriken, Industrie und allen Gewerbsverkehr vernichten, und unsern Gewerbsmann und Arbeiter endlich zum Proletarier machen mußten!

Reiße.

Die Jesiden oder Teufelsanbeter.

Als Reschid Pascha, der Seriascher Sultan Mahmud II., im Jahre 1837 den Aufruhr der kurdischen Völkerschaften am Taurus bekämpfte, flüchteten sich die Ueberbleibsel eines altchristlichen vielfach verfolgten und vielfach verleumdeten Völkchens, der Jesiden, deren National- und Sektenhaß fälschlich den Namen Teufelsanbeter beigelegt, aus dem Paschalik Diarbekir und Kurdistan theils weiter nordöstlich nach Persien, theils fanden sie im russischen Armenien Schutz und un-

* Im Jahre 1820 wurden dort 4000 preussische Stück Tuche, im Werthe von 1 Million Thaler an die Chinesen abgesetzt.

** Hier wird jährlich die größte Messe Europa's abgehalten.

eingeschränkte Religionsfreiheit und traten so aus dem Zwielichte gelehrter Konjekturen, worin Ethnographen und Kirchenhistoriker sie bisher erblickt, Europa gegenüber unvermuthet in das Reich der sichtbaren Wirklichkeit.

Der Umstand, daß die Jesiden selbst, da Lesen und Schreiben ihren religiösen Grundsätzen zuwider ist, keine Christendenkmäler besitzen, macht es erklärlich, daß bisher so wenige und, namentlich was ihre Religion anbelangt, so widersprechende Nachrichten über sie mitgetheilt worden.

Mohamedanische Schriftsteller behaupten, daß sich die Jesiden zu dem Symbolum des Islams („Es giebt keinen Gott außer Allah und Mohammed ist sein Prophet“) bekennen und mithin wahre Muselmänner sind, verfluchen sie aber nichts desto weniger als das verabscheuungswürdigste Volk des ganzen Erdballs. Die Jesiden ihrerseits gebrauchen dagegen die Benennung Mohamedaner als Schimpfwort und haben jede Gelegenheit, Türkenblut zu vergießen, stets mit Freuden ergriffen, sei es als Karawanen-Räuber, sei es als Kondottieri im Dienste der kurdischen Häuptlinge oder sogar als Scharfrichter der Fürsten von Amadia, für seine türkischen Unterthanen, — ein Amt, zu dem sich sonst Jesiden drängten und das demjenigen, der es eine Zeit lang verwaltet, unter seinen Stammgenossen ein gewisses Ansehen verlieh. Man küßte seine durch Türkenblut gefärbten Hände.

In Europa scheint unter den Ansichten, welche man zeither gelegentlich über diese räthselhafte Sekte ausgesprochen, diejenige die vorherrschende zu sein, nach welcher die traditionelle Religion der Jesiden eher mohamedanisch als christlich (nämlich ein Gemisch von Islam, manichäischer Ketzerei und den Lehren Zoroasters) und ihre Entstehung in den Anfang des achten Jahrhunderts zu setzen wäre. Diese Ansicht gründet sich hauptsächlich auf den dürftigen Bericht Garzoni's (eines der Kapuziner-Missionaire, die sich in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts unter den Jesiden anzusiedeln versuchten), den Sylvestre de Sacy aus dem italienischen Reiseswerke des Abbé Sestini's übersetzt hat (Notice sur les Yézidis); doch findet man darin, sowie in den Reisebeschreibungen Niebuhr's, der 1766, und Lefebvre's,

der ein Jahrhundert früher in Mesopotamien und Kurdistan war, Manches, was auf den christlichen Ursprung der Jesiden-Religion schließen läßt.

Neuen Aufschlüssen durch authentische Nachrichten durfte man nun entgegensetzen, seitdem sich ein Theil der Jesiden auf russischem Gebiete niedergelassen.

Die Jesiden haben niemals einen eigentlichen, durch gemeinschaftliche Abkunft verbundenen Volksstamm ausgemacht, sondern sind aus der Verschmelzung von Gemeinden hervorgegangen, die sich nach und nach aus mehren, größtentheils christlichen Völkerschaften ausschieden und sodann als Kaste abschlossen. Die heutigen Anhänger dieser Sekte gleichen in Sprache, Gesichtsbildung und Lebensweise den Kurden, übertreffen diese aber an Tapferkeit, Sittentreinheit und Adel der Gesinnung. Der Name Jeside erweckte und erweckt noch jetzt Abscheu und Entsetzen bei allen asiatischen Völkern, sogar bei den räuberischen Arabern, unter denen gleichfalls Jesiden leben. Mit unerschütterlichem Muth hat diese Völkerschaft, allem Hass und aller Verfolgung zum Trotz, sich und ihren Glauben bis auf den heutigen Tag unverändert zu erhalten gewußt. In Kurdistan und Mesopotamien (vom großen Zab bis zum Chabur, besonders im Sindschar-Gebirge), sowie auf mehren Punkten Syriens, befreiten sie sich mit bewaffneter Hand vom Joche der Perser und Türken, und es gelang ihnen sogar ganz unabhängige Fürstenthümer zu gründen, wie zu Andana (im alten Sicilien), wo sie sich bis zum Feldzuge Reschid-Bascha's, der namentlich ihnen und den Kurden galt, behaupteten. Die Kurden konnte man endlich unterjochen, die Jesiden aber, die zugleich ihrer Religion entsagen und Mohamedaner werden sollten, nur vernichten. Von denen, die nicht im Kampfe geblieben, starb der bei weitem größte Theil den Märtyrer-Tod für den Glauben seiner Väter. Nur eine geringe Anzahl rettete sich durch die Flucht.

Die Jesiden waren nie, wie die Kurden und Araber, in besondere Stämme und Horden getheilt, sondern unterschieden sich nur nach ihrer Lebensweise in ansässige und nomadische. Die letzteren waren bei weitem zahlreicher, enger

unter einander verbündet und einträchtiger im Glauben, als die ersteren. Nach den Angaben armenischer Schriftsteller zählten sich gegen 200,000 Familien zu dieser Sekte. Wie viel davon übrig geblieben sei mögen, läßt sich nicht bestimmen.

Was ihre Religion betrifft, so halten sich die Jesiden für die besten und reinsten Christen. Ihre religiösen Ceremonien weichen meistens nicht sehr von denen der abendländischen und namentlich der armenischen Kirche ab. Sie nennen das höchste Wesen arabisch Allah und glauben an die Göttlichkeit sowie die Menschwerdung Christi, der in die Welt gekommen, um die Menschen zu erlösen und um sie an ihren göttlichen Ursprung zu erinnern. Sie glauben, daß Christus, göttliches Licht und Geist, Menschengestalt annahm, damit irdische Augen ihn sehen könnten; daß er nach Ablauf der Zeit, die ihm zu seinem Aufenthalte auf Erden und zur Befestigung der neuen Lehre bestimmt war, von den Juden an's Kreuz geschlagen wurde und in demselben Augenblicke, wo dies geschah, in den Himmel zurückkehrte, um seine Göttlichkeit den Menschen noch augenscheinlicher zu machen. Alle Propheten, Apostel und Heilige werden von den Jesiden in Ehren gehalten, obgleich sie ihnen keine Feiertage gewidmet haben. Ueberhaupt beschränkt sich die Zahl ihrer Feste auf diejenigen Tage, welche auch für die Armenier von besonderer Wichtigkeit sind. So feiern sie den Tag des Heiligen Sfaris (Sergius), den auch die Tartaren unter dem Namen Edir-Nabi kennen, und die beiden letzten Wochen vor Ostern. Um diese Zeit beobachten sie ein dreitägiges Fasten, bei Wasser und Brot, und viele von ihnen geben dann sogar dem Vieh weniger Futter. Der heilige Georg steht bei ihnen gleichfalls in hohen Ehren. Sie bringen Lämmer zum Opfer in armenischen Kirchen, küssen, wie andere Christen, den Priestern die Hand, machen den Kirchen reiche Geschenke, nehmen mit der größten Andacht das heilige Abendmahl, gehen auch außer dem zur Kirche und sind sehr gottesfürchtig. Ihre Kinder taufen die Jesiden nach christlicher Weise, wo es die Geistlichkeit erlaubt; sie küssen Thüre und Schwelle des Gotteshauses, nehmen aus den Lampen, die vor den Heiligen-Bildern brennen, Del und bestreichen sich damit in Kreuzes

Form die Brust, bekreuzen sich auch, wenn sie im Gespräche mit Armeniern etwas Wichtiges versichern wollen. Eine besondere Ehrfurcht bezeigen sie dem Weine, den sie *Knarpe-iätscha*, d. i. Christi Blut nennen. So oft sie Wein trinken, muß Einer die Worte *Ggichi Isha* (aus Liebe zu Jesu) sprechen, welche dann alle Anwesende wiederholen. Sie trinken niemals um sich zu belustigen oder zu berauschen, sondern genießen den Wein wie eine geheiligte Gottes-Gabe, lassen keinen Tropfen im Becher zurück und halten diesen beim Trinken mit beiden Händen, um nichts zu verschütten. Geschieht es dennoch, daß ein Tropfen auf die Kleider oder zur Erde fällt, so lecken sie ihn sorgfältig auf. Der Name Jesu gilt ihnen für den heiligsten und unverleglichsten Eid. Am Donnerstage, den sie statt des Sonntags feiern, ruhen alle Beschäftigungen und jeder, selbst der ärmste Jeside muß am Abende dieses Tages einem Bettler oder einem Nachbar etwas schenken.

Am Vorabende des Charfreitags begehen sie eine ganz christliche Feier. Man versammelt sich beim Einbruche der Nacht in dem Hause oder Zelte des Ältesten der Gemeinde. In die Mitte des Gemachs wird ein mit Wein gefüllter Kelch gestellt und ein rundes Brot daneben gelegt. Nachdem beides mit der größten Andacht, unter dem Gesange aller Anwesenden geweiht ist, verteilen die Priester Brot und Wein unter die Versammelten, die es wie die heiligste Gabe genießen.

Zu gleicher Zeit findet man jedoch sonderbare Gebräuche und auch Spuren des Mohamedanismus, z. B. die Beschneidung bei den Jesiden. Ihre Ehen lassen sie, wenn gerade kein Priester in der Nähe ist, durch einen Mulla schließen, eine Gewohnheit, die ihnen wahrscheinlich, als sie noch unter dem Drucke der Mohamedaner lebten, aufgedrungen wurde. Den Neugeborenen geben die Jesiden theils biblische, theils mohamedanische Namen, aber nie geschieht es, daß sie mit dem Namen Mohamed's selbst, gegen den sie einen unüberwindlichen Haß hegen, ein Kind benennen. Uebrigens sind auch unter den Anhängern der Nestorianischen Sekte mohamedanische Namen, die ohne Zweifel aus Furcht angenommen worden, sehr gewöhnlich.

Unter allen Gebräuchen der Jesiden ist keiner charakteristischer, als ihr Begräbniß. Sie legen, nach dem Berichte von Augenzeugen, den Todten mit dem Gesichte nach Osten, schieben Steine um und über seinen Kopf, damit er frei bleibe, und bedecken den übrigen Theil des Körpers mit Erde, zuvor aber legen sie ein Stück Brot, eine Münze, einen Stab und ein Stück glatter, schon gebrauchter Seife neben die Leiche, der sie dabei in's Ohr raunen: „Zuerst versuche es, mit der Münze und dem Brote den Wächter an der Schwelle des Paradieses (von ihnen *hgchescht* oder *dsh anat* genannt) zu bestechen, damit er dich einlasse. Wenn aber seine Gier dadurch nicht befriedigt werden sollte, so schiebe ihm die Seife unter den Fuß, schlage den unbestechlichen Bösewicht mit dem Stabe vor die Stirne und springe, während er schwankt, in's Paradies.“ Alle übrigen Beerdigungs-Ceremonien, sowie die Lieder, welche sie dabei singen, verheimlichen die Jesiden auf das Sorgfältigste. Werden sie darüber befragt, so schweigen sie und äußern große Unzufriedenheit. Einen bestimmten und bleibenden Begräbnißplatz hat noch Niemand bei den Jesiden gesehen.

Bücherschau.

Auf der Wartburg. Dichtungen von **Adolf Böttger.** Leipzig. C. B. Vork.

Diese ebenso stimmungsvollen als vom Verleger reizend ausgestatteten Dichtungen sind Jubelklänge des Sängersfestes, welches im vorigen Jahre auf der Wartburg stattfand. Hören wir, wie der Sänger den Einzug beschreibt:

Im Knopfloch eine Ros' als Orden,
Ein grünes Reis auf flottem Hut,
Und drunter einen Kopf voll Lieder,
Ein Herz voll Lust und Liebesglut:
So wallt aus Süden, wallt aus Norden
Der Sänger idnereiche Macht,
Und wo sie weilen, lacht die Sonne,
Und wo sie scheiden, wird es Nacht.

Sie wandern durch die grauen Thore,
 Die stolz im Bänderschmucke stehn,
 Wo sie im Spiegel heit'rer Augen
 Dem Himmel selbst entgegenseh'n.
 Aus Fenstern flattern Kränz' und Tücher,
 Bunt wogt und drängt das Volk in Rhet'n,
 Die Fahnen hauschen sich und donnernd
 Brüllt der Kanonen Jubel drein.
 Die Freude jauchzt, es jauchzt die Liebe,
 Das Herz der Frau'n ihr Notenblatt:
 So sei gegrüßt, du alte Warte,
 So sei gegrüßt, du liebe Stadt! —

Welche zarte Saiten der Dichter anzuschlagen
 versteht, beweist das Gedicht: Unterwegs, das
 als wahre Melodie der Worte ertönt:

Es öffnet leise klingend
 Des Windes luft'ger Scherz,
 Der Blumen rothe Lippen,
 Der Blätter grünes Herz.
 Es spitzt das Schilf die Ohren,
 Wenn's säuselt in dem Ried,
 Und rauscht mit tausend Zungen
 Ein frisches Morgenlied.

Die Vögel auf den Zweigen
 Erweckt der Blätter Klang,
 Und in den Aether wirbelt
 Frohlockend ihr Gesang.
 Und hört der Mensch hier unten,
 Wie Alles lieblich stimmt,
 Wie Luft auf Weg' und Blättern
 In Melodien schwimmt:
 Drückt er die Hand des Bruders,
 Voll Andacht im Gemüth,
 Und seine Lippe jubelt,
 Und seine Seele glüht.

So ist das kleine Büchlein noch reich an
 Blüten der Poesie. Es sind Klänge der Freiheit,
 aber keine Kriegsklänge, sondern die des Friedens
 eines von Liebe durchdrungenen Gemüthes, das
 sich frei fühlt von dem nichtigen Ringen des
 Wahns, von dem Tande der Vorurtheile, von
 der Verblendung des materiellen Philistertums;
 es sind Klänge eines Gemüthes, das frei ist,
 weil es in sich seine Welt findet, in die es sich
 zurückzieht aus den Kämpfen der Welt um sich.

F e u i l l e t o n .

Mugsburg. Die Allgemeine Zeitung
 enthält Folgendes: Vergleichung der höch-
 sten Gebirgsgipfel des alten und neuen
 Continents: Die höchsten Gebirgsgipfel von
 Indien sind 70 bis 80 Jahre später gemessen
 worden als die der amerikanischen Cordilleren.
 Erst in den Jahren 1819 bis 1825 wurde durch
 die vereinten rühmlichen Arbeiten englischer Rei-
 senden: Hodgson, Webb, Herbert, William Lloyd
 und der Gebrüder Gerard ergründet, daß in dem
 Theile der Himälaja-Kette, welcher von Osten gegen
 Westen streicht, als zwei Culminationspunkte der
 Dhawalagiri (weiße Berg) und der Jawahir
 (Djawahir) gelten müßten. Dem ersten wurden
 26,345 Pariser, oder 28,077 englische Fuß, dem
 zweiten 24,160 Pariser oder 25,749 englische
 Fuß zugeschrieben. Die Messung des Dhawalagiri
 war ungewisser, und von dem berühmten Cole-
 brooke ganz bezweifelt worden. Aus Briefen, die
 vor wenigen Wochen der kenntnißvolle Botaniker
 der letzten Südpolexpedition, Dr. Joseph Hooker,
 aus Dorjuling im Himälaja (25. Juli 1848) an
 Alexander v. Humboldt gerichtet hat, geht hervor,
 daß im Meridian von Sikkim zwischen dem Dha-
 walagiri und Chamalari (Schamalari), zwischen

Butan und Neapel, soeben ein Berg, der Kin-
 chinjinga, genau trigonometrisch gemessen wor-
 den ist, ein Berg, dessen Gipfel die ungeheure
 Höhe von 26,438 Pariser oder 28,178 englische
 Fuß über der Meeresfläche erreicht. Da es nun
 auch in demselben Briefe heißt, „eine ebenfalls
 neue Messung des Dhawalagiri, lasse diesem den
 ersten Rang unter allen Schneebergen des Hi-
 mälaja“, so muß der Dhawalagiri nothwendig
 eine größere Höhe haben, als die 4391 Toisen
 oder 26,345 Pariser Fuß, welche man ihm bis-
 her mit einiger Ungewißheit zuschrieb. — —
 Für die zwei fulminirenden höchsten Punkte der
 Cordilleren des neuen Continents,
 sind achtzehn Jahre lang, von 1830 bis 1848,
 gehalten worden: der Nevado de Sorata, der
 südliche Pol des Schneeberges (südliche Breite
 15° 52'), etwas südlich von dem Dorfe Sorata
 oder Esquibel, in der östlichen Kette von Bolivia,
 hoch 3948 Toisen oder 23,688 Pariser Fuß;
 der Nevado de Illimani, westlich von der
 Mission Orupana (südliche Breite 16° 38'),
 3753 Toisen oder 22,518 Pariser Fuß, ebenfalls
 in der östlichen Kette von Bolivia. Diese hypso-
 metrischen Bestimmungen hat der kenntnißreiche

Geologe Pentland, welcher lange politischer Agent des englischen Gouvernements in dem Freistaat Bolivia war, im Jahre 1827 gemacht und sie Hr. Arago dem Vater (dem Freunde von Alexander v. Humboldt) mitgetheilt, um sie in dem *Annuaire du Bureau des Longitudes pour 1830* (p. 323) zu veröffentlichen. Sie sind seitdem durch alle Schriften die von Berghöhen handeln, wie in vielen hypsometrischen Gebirgsprofilen verbreitet worden. Seit dem Erscheinen der großen und schönen Karte von dem Becken der Laguna de Titicaca, die Hr. Pentland im Junius dieses Jahres zu London herausgegeben, haben wir aber gelernt, daß die obigen Angaben der Höhen des Sorata und Illimani um 3716 und 2675 Pariser Fuß zu groß sind. Die Karte giebt dem Sorata 21,286, dem Illimani 21,149 englische Fuß, d. i. nur 19,972 und 19,843 Pariser Fuß (3328 und 3307 Toisen). Eine genaue Berechnung der trigonometrischen Operationen von 1838, bei einem zweiten Aufenthalte in Bolivia, hat Hr. Pentland diese neuen Resultate gewährt. — Der Chimborazo (nach Humboldt's trigonometrischer Messung 21,424 englische oder 20,100 Pariser Fuß hoch), bleibt also wiederum für jetzt der höchste gemessene Berg des neuen Continents. Er übertrifft den Montblanc an Höhe um 5340 Pariser Fuß, steht aber dem in diesem Sommer zuerst gemessenen Kinchinjunga im Himalaja von Sikkim um 6338 Pariser Fuß nach. Die dritte sehr vermehrte und gänzlich umgearbeitete Ausgabe von Humboldt's Ansichten der Natur, welche in wenigen Wochen in der Cotta'schen Buchhandlung erscheinen soll, wird die erste Kunde von den hier berührten Verhältnissen der höchsten Gebirgsgipfel der Andes- und Himalaja-Kette darbieten.

Berlin. R u g e hat seinem pommer'schen Hegelthum entsagt und macht demokratische Anfängerien. Im Demokraten-Congreß ließ er den Versammelten die Hände erheben, daß sie für das Wiener Volk schwärmen — die Gegenprobe, ob Jemand für Zellschick und die Camarilla sei, hatte etwas überaus komisches. Auf Ruge folgte Bayrhoffer, worauf Conditor Karbe die Komödie beschloß, indem er auf die rothen Wolken am Himmel und auf das hinter denselben ruhende Auge Gottes hinwies, das jedem Verräther in's Herz sehe.

* * Der preussische Verfassungslandtag hat jüngsthin Schaaren von Unglücklichen gemacht, und wird vielen schönen Augen noch Thränen entlocken, denn manche junge Frau ist ja gar nichts mehr, wenn sie nicht Frau Hofrätthin, Kommerzienrätthin, Medizinalrätthin oder derglei-

chen gerufen wird. Von den alten Weibern in Hosen, die mit ihren Titeln und Orden verwachsen sind, wollen wir gar nicht reden. Auch die Abschaffung der Adelstitel wird manchen Seufzer kosten, und hochgeborene Herren müssen die Litho-, Typo- und Stenographen um den Klang des Namens beneiden, wenn nicht etwa auch diesen die „Grasen“ abgeschnitten werden, und ein eigenes Gesetz verfügt, daß man sogar Auto-, Para- und Tele-Bürger sagen müsse. Kurz und gut: der 31. October zu Berlin war ein wahrer Nordtag von Bethlehem. (Rhein. Volks-Halle.)

* * Hymne des Preußenvereins.
Mel.: Das waren mir selige Tage. (Ans Glasbrenner's Freien Blättern.)

Das waren mir selige Tage!

Als man noch nicht kannte die Plage
Der Freiheit und Böbelgewalt.
O kehret noch ein Mal zurücke
Mit ruhigem Unterthanglücke,
Wo Titel und Orden noch galt.
Wir fuhren auf sturmlosen Wellen,
Wir konnten betrügen und pressen
In stiller, gemüthlicher Lust;
Der Plebs wagte nie sich zu rücken,
Und all unser Pressen und Drücken,
Er hat es kaum selber gewußt.

Wir spielten nach Willkühr mit Rechten,
Wir machten das Volk uns zu Knechten,
Wir waren gebietende Herrn.
Und wollten die Skribler es wagen,
Uns ein Mal die Wahrheit zu sagen,
Wir ließen in Kerker sie sperr'n.

Wir hatten Genäd'armen so viele,
Wir konnten mit Eichhorn und Thile,
Das ganze Geheimraths-Chor,
Verfolgen und beten und singen!
Ach, hebe mit Po-Bodelschwinghen,
Mein Preußen, dich wieder empor!

Das waren mir selige Tage!

O sage, Armee, uns, o sage:

Führst du sie uns niemals zurück?

Wenn du die Canaille nicht bändigst,

Wenn du ihre Freiheit nicht endigst,

So floh uns auf ewig das Glück!

* * Blumenstrauß von Titeln der in Berlin feilgebotenen Flugblätter stockpreussischer Gesinnung:
„Michellen in de Provinzen, wirste denn jar nich flug? Ein sehre offenes Wort von August Budelmeyer, Dajeschrißsteller mitn großen Bart.“ —
„Die Freiheit is in't Wasser jefallen, ik hab ihr hören plumpen und wär ik nich hinzugesprungen, so wäre sie verdrunken.“ — „Is Preußen det Volk? Is Scharlottenburch det Volk? Sind Constabler det Volk? Is Berlin det Volk?“

Sind die Studenten des Volk? Oder aber ist Deutschland des Volk?" — „Der Geist des 3. August.“ — (Enthält einen Holzschnitt, welcher Friedrich Wilhelm III. im bürgerlichen Rocke, aber mit der Militärmütze darstellte. Darunter stehen, dies Mal aus Respekt für den verstorbenen König, ausnahmsweise im richtigen Hochdeutsch die Worte: Ich grüße dich, mein braves Volk, aus meinem stillen Grabe; bau rüstig fort, was ich mit dir bereits begonnen habe.) — „Nu gerade een Hurrah für den Prinzen von Preußen!“ — „Wer will huldigen? Ich nicht, wer noch?“ (Hierauf drei Soldaten mit großen Flinten und wüthenden Gesichtern.) „Ich will wissen, wovor de olle Friße gelebt hat! Antwort! Warum hat der olle Friße Schlessien erobert?“ (Gegen den Reichsverweser.) „Der alte Fritz an seine lieben Berliner.“ (Von deutscher Gesinnung.) „Die Theekessels in Frankfurt sind an den ganzen Scandal schuld!“ (Hierauf eine Reihe von Theekesseln mit menschlichen Gesichtern.) „Constablers Freuden und Leben. Jeschildert in einem Briefe an seine Gelübte.“ — „Gespräche zwischen dem deutschen Reichs-Adler und dem preussischen Adler. Belauscht und zu Protokoll gegeben von einem Constabler.“ — „Reaktion verzieh dir! du bist schief gewickelt!“ (Mit einem Holzschnitte, der drei schief gewickelte Wickelfinder darstellt, in welchem man einen Geistlichen, einen Offizier und einen Bureaubeamten erkennt.) „D Schulze aus Wanzleben, warum hast du uns des jethan?“ (Hierauf drei Offiziere mit verzweifelten Gesichtern.) „Stillgestanden, reaktionäre Offiziere! zum Abmarschiren richt Euch! kehrt! marsch!“ (Mit einem ähnlichen Bilde.) „Gespräch zwischen Herrn Held, dem wackern Kämpen für Freiheit und Recht, und Herrn von Kaitte, dem Präsidenten des Preußen-Vereins, wie solches stattgefunden hat, auf Veranlassung der Demokraten-Intrigue des berühmten Fräuleins Dho von Haha.“ — „Allerliebster Herr General Druf! Man wirf widder Kardätschen! Petition von die bekannten lieben Berliner.“ (Mit dem Bilde von drei Berlinern, die zwischen zwei Kanonenläufen stehen.)

* * Die alte Formel „König von Gottes Gnaden“ entstand auf dem Reichstage, der 829 unter Ludwig dem Frommen abgehalten wurde. In der Urkunde las man: „König von Gottes Gnaden heißt man bloß darum, daß man gerecht regiere. Jeder König soll dabei eingedenk sein, daß er sein Reich von Gott erhalte, nicht aber von seinen Vorfahren ererbe.“ —

* * Neue Erfindungen im sprachlichen Gebiete: „Verfassungsbeamte (Abgeordnete), „Freiheitsniederschmetterlinge“ (Reaktionäre).

Den General Pfu ei nennen die Spottblätter den „Kommandeur der Mißverständnisse“ und W r a n g e l den „Berliner Kravaiillac.“ —

* * Adolph Glasbrenner singt in seinen „Freien Blättern“:

An Deutschlands bald'ger Iheit
Da ste ich noch sehr;
Ich gebe keenen Zer
4 diese Hoffnung her
5 Nationalitäten
Sind, wo 6 Deutsche steh'n,
Die alle abzu7,
Geht 8, det wird nich jeh'n:
Viel sind dem 9 noch abhold,
Vom Scheitel bis zu'n 10.

Brieg. Sprüch wörter: Mit einem schlechten Strick kann man zehn fromme Männer henken. — Er wäre ein leidenschaftlicher Jäger, könnte er das Schießen vertragen. — Dem Ertrinkenden ist das Flußwasser nicht süßer als das Meerwasser. — Stirb noch nicht, Pferd, ich säe gleich Hafer. — Der liebe Gott ist auch im Keller zu finden, das wissen besonders die frommen Mönche. — Ja wenn wir Beide nicht wären! sagte die Laterne zum Monde und erlosch.

Leipzig. Die für Freiheit begeisterte Schriftstellerin Louise Otto hat folgende Novelle, halb Dichtung, halb Wahrheit, veröffentlicht: Fleurette, aus den Junitagen 1848 zu Paris. — Ein junges rosiges Weib neigt sich über eine Wiege, in der ein Knabe von einigen Monaten friedlich schlummert. Es ist die Mutter, welche auf den Moment wartet, da ihr Liebling erwachen wird. Neben der Wiege steht eine Thür offen, die in ein Cabinet führt, in dem ein eigenthümliches gebrochenes Licht durch verhüllende Gardinen hervorgebracht ist. Es ist das Atelier einer Künstlerin. Ein deutsches Mädchen ist vor einem halben Jahre nach Paris gekommen, um die Kunst zu studiren, — ach, und wie viel mehr hat es da sehen und lernen können! — Jetzt sitzt die Malerin vor einer Staffelei, aber unthätig, wartend mit ineinandergeschlagenen Händen und ruft in das Zimmer hinein, der jungen Mutter zu: „Aber warum soll ich Ihren Alfonso nicht schlafend malen? Ich glaube, er geriethe besser, da liegt er ruhig und macht uns keine Noth dabei. Wollen Sie nicht, Fleurette?“ — Fleurette sagte: Ach nein, er wacht schon auf, da sähen wir ja die schönen Ouckaugen nicht, und Cravin meint, ein Kind im Schlaf könnte gar leicht wie eine Leiche aussehen — dann müsse er immer denken, Alfonso könne es werden — ach, und schon der Gedanke wäre nicht auszuhalten!...

Und selbst von diesem Gedanken geschüttelt, küßte sie den Kleinen mit zärtlichster Mutterfeligkeit, als er die großen Augen zu ihr aufschlug, indeß Cäcilie, die Malerin, lachend sagte: „Nun, das ist ja ein schönes Compliment — Schlaf und Tod habe ich schon daheim verschieden malen gelernt, und nun vollends hier in diesem revolutionären Paris, wo ich den Tod so oft haben sehen müssen!“ — „Ach, das ist nun vorbei,“ antwortete Fleurette, „es lebe die Republik und mein kleiner Republikaner! nicht wahr, mein Alfonso? Du bist ein Kind der Revolution!“ — Am 19. Februar war's, wo er kam — mitten im Donner der Kanonen, als der Vater mit für die Freiheit kämpfte, — und ich ganz verlassen gewesen wäre, wenn ich nicht Sie gehabt hätte, meine gute Cäcilie.“ — „Aber das war auch eine Freude,“ ergänzte diese die Erinnerung weiter, „als Cravin nach Hause kam, nachdem wir ihn so lange nicht gesehen, mit Blut und Staub bedeckt, aber gesund und fröhlich, schreiend: Alles ist gut, Lamartine ist Präsident — es lebe die Republik! und ich ihm winken mußte: Schreit nur nicht so, — Guer kleiner Republikaner fängt sonst mit an zu schreien — und er nicht wußte, was ich wollte, bis ich ihn zu Euch führte, und er das Kind sah.“ — „Sah,“ — fuhr Fleurette fort — „und als er, von der ersten Bestürzung der Freude sich erholt, ausrief: Alfonso muß er heißen, wie unser Lamartine, und so groß und gut werden wie er! — ja, das wirst Du, mein Engel!“ und sie herzte den Knaben wieder. — Jetzt trat Cravin ein, der aus einem entlegenen Stadttheil zurückkam, und gleich beim Eintritt, als er die geliebte Gattin und seinen holden Erstgeborenen so glücklich lächeln sah, verschwanden die Wolken von seiner Stirn, die er darauf mitgebracht hatte. Er fing mit den Seinigen zu kosen an, und Cäcilie, die, seitdem sie sich in Paris aufhielt, bei dem jungen Paare sich in Kost und Wohnung befand, war die stille Zuschauerin der glücklichsten Familienscene. — Eine ziemliche Weile war schon vergangen, als Fleurette fragte: „Warst Du in der Nationalversammlung? nichts Neues in der Stadt?“ — „Vielleicht bald etwas Neues, aber nichts Gutes, fürchte ich. Es herrscht eine dumpfe Stille in der Stadt wie vor einem Sturme, man kann nicht wissen, wann er losbrechen wird!“ — — „Ach,“ sagte Cäcilie leichtthin: „eine neue Revolution? — nun, vor den Pariser Revolutionen fürcht' ich mich auch nicht mehr, nachdem ich sie mit durchgemacht. Man schlägt sich ein Paar Tage mit gehörigem Anstand, wenn schon in Blousen und Jakobinermägen, dann kommt eine Illumination und allenfalls ein pomphafter Leichenzug der Ge-

fallenen — das ist Alles!“ — Cravin lachte: „Was die Deutschen doch philosophiren und in Paris allemal gleich thun, als wären sie blasirt und gelangweilt, daß Nichts mehr sie in Erstauen setzen könnte — das ist keine Philosophie, das ist Koketterie.“ — Cäcilie biß sich in die Lippen, ging an's Pianofort und spielte die Marseillaise. — Am andern Morgen, als Cäcilie zum Frühstück kam, sah Fleurette überwacht aus, und war niedergeschlagen. Sie hatte eine unruhige Nacht gehabt. Auf der Straße, unter ihren Fenstern war es ganz ruhig geblieben, da hatte sie Nichts geängstet. Aber drinnen, in der kleinen Kammer war die Unruhe. Alfonso hatte schlecht geschlafen, die Mutter hatte viel um ihn wachen müssen, und war in großen Sorgen gewesen. Jetzt am Morgen schief er fest, aber rüchelste zuweilen etwas im Schlafe, und sah nicht so frisch und rosig wie gestern. Cravin war schon über eine Stunde fort, um zu sehen, was es in der Stadt gäbe. Es war gegen zehn Uhr, als er athemlos nach Hause kam, seine Uniform als Nationalgardist anzulegen, die Waffen zu holen. — — „Um Gotteswillen, was giebt es?“ rief Fleurette. — „Einen Aufstand!“ antwortete er hastig: „ich komme von der Rue Mazagnau, wo man Barrikaden baut. — An der Bastille gegen 9 Uhr haben die ersten Zusammenrottungen der Arbeiter begonnen, auf den Boulevards und am Thor St. Martin schreien sie: „Nieder mit der Nationalversammlung! Nieder mit Lamartine! Nieder mit Ledru-Rollin! Nieder mit Marie! Man hat uns betrogen! Es lebe die demokratische und sociale Republik!“ Einzelne schreien auch: „Es lebe Louis Napoleon!“ Etwa 2000 Mann rückten still aus den Vorstädten heran. Sie reißen das Pflaster auf, schleppen einen Omnibus und eine Menge Karren herbei, um Barrikaden zu bauen. — Es ist kein Augenblick zu verlieren, ich muß zu meinen Kameraden auf meinen Posten!“ — — Fleurette holte Alles herbei, was er brauchte, trieb ihn selbst zur Eile, und umarmte ihn herzlich beim Abschied. — „Man kann nicht wissen, was geschieht!“ sagte er scheidend; „sei nicht ängstlich, wenn ich auch über Nacht wegbleiben sollte — es wird schon alles gut werden; — im Februar mußte ich Dich in einem bedenklichen Zustand zurücklassen, — wir hatten wohl Angst und Sorge um einander, wir werden sie auch diesmal haben, aber wir werden uns —“ Er wollte hinzufügen: glücklich wiedersehen wie damals! aber die Lärmtrommel unten schnitt ihm das Wort vom Munde; er folgte ihrem Ruf und stürzte fort aus den Armen seiner zärtlichen Gattin. Sie eilte an's Fenster, ihm nachzusehen. — Als er unter einer

Menschenmasse verschwunden war, stürzte sie laut weinend in Cäcilien's Arme, die sie vergebens zu trösten suchte. „Ich sehe ihn nicht wieder!“ rief Fleurette außer sich — er wollte davon enden — aber er hat es nicht aussagen können, weil er sonst eine Lüge würde gesagt haben, und er hat immer nur die Wahrheit geredet!“ — Cäcilie suchte vergebens sie zu trösten, — das Kind wachte mit einem lauten Schrei auf, Fleurette nahm es auf, es begann krampfhaft zu zucken und öffnete die Augen nur halb, den Mund aber riß es weit auf. — Die geängstete Mutter rief nach dem Arzt, — ein Laufbursche ward nach ihm gesendet. — Das Kind athmete unruhig und die Krampfanfälle steigerten sich; zuweilen lag es ganz still, aber es schlief nicht, die Augen waren immer nur halb offen, oon der Mutterbrust wendete es sich mit Widerwillen ab. — Unten wuchs der Tumult. Von St. Severin hört man Sturm läuten, Kanonen beginnen zu donnern, zahlreiche Flintensalven hört man von allen Seiten knallen — zuweilen auch von einzelnen Trupps die Marschallaise und das „mourir pour la patrie.“ — Stunde nach Stunde vergeht, — der Laufbursche kommt nicht zurück — der Arzt kommt nicht — endlich wird die Dienerin weggesendet, einen Arzt zu suchen, gleichviel welchen, einen Arzt um Gotteswillen, um jeden Preis; — auch jetzt vergehen Stunden, — endlich kommt die Dienerin wieder, — es ist in derselben Straße kein Arzt zu finden, in die nächste hat sie sich noch drängen können, weiter nicht, dann beginnen die Barrikaden, — sie ist froh, daß sie noch lebend wieder zurückgekommen. Das Kind wird immer kränker, aber jeder Versuch, einen Arzt herbeizuholen, schlägt fehl, er muß aufgegeben werden, und das Kind auch. — Es regnet am Nachmittag — das Feuern hört auf — einzelne Barrikaden werden von den Nationalgardisten entfernt, — Cravin schickt einen Boten zu seiner Frau, er sei wohl, es werde Alles gut gehen, der Aufstand bald getilgt sein, nur die Nacht müsse er auf Wache sein, könne daher nicht kommen, — ja, aber wie der Bote kommt, hat der Regen schon wieder aufgehört, das Feuern von Neuem begonnen. Der Kampf wächst immer wilder fort. — Das Kind liegt die Nacht zwischen Leben und Sterben, — kein Arzt, keine Hilfe! — Cäcilie wacht mit Fleurette bei ihm — am Morgen röchelt es noch ein Mal recht laut, blickt mit den gebrochenen Augen die Mutter seltsam an, und wird dann ganz still. — Fleurette springt nach einem kleinen Spiegel, hält ihn über die halboffenen Lippen des Liebling's — kein Hauch trübt seine glatte Fläche — der Knabe ist todt! — ihr einziger, ihr erstgeborener Knabe! — Fleurette sinkt ohn-

mächtig neben der Wiege hin. — Ein Tag vergeht im tiefsten Schmerz, der Kampf wird immer entseßlicher, — Verwundete, Leichen werden durch die Straßen unten geschleppt, — Pfützen von Blut bleiben zurück, — die Menschen sind bleich vor Entsetzen über alle geschehenen Gräuelp, und roth vor Zorn und Wuth. — Die deutsche Malerin könnte gute Studien machen, aber sie ist ein deutsches Mädchen, und klagt mit einer Mutter um ihr einziges Kind, sucht einer Gattin Muth und Hoffnung zuzusprechen, die zwei Tage ihren Gatten nicht gesehen, ihn im Gefechte weiß, — aber nicht, ob lebend, ob todt! — Fleurette hatte die theure Kinderleiche selbst gewaschen und angekleidet, — die Leichenfrau ist nicht gekommen, aber auch kein Sarg ist zu haben, kein Handwerker arbeitet, und zwischen Fleuretten's Wohnung und dem nächsten Sargmagazin sind viele Barrikaden. — Der dritte Tag kommt heran und der Hauswirth erklärt: die Leiche müsse aus dem Hause, sie werde es sonst verpesten, er wolle sie auf einen Leichenwagen werfen lassen, es führen genug vorüber. — Fleurette giebt ihr Kind nicht aus ihren Händen. Sie wickelt es dicht in weißes Linnen und geht damit hinab auf die Straße an die Hausthür. Da steht sie und wartet, bis ein Leichenwagen kommt. — Die rohe vorbeitrabende Menge kümmert sie nicht — sie hat ihr theuerstes Kleinod auf ihrem Arm — und das muß sie hingeben! — Cäcilie hat sich ihr nachgeschlichen, um die Freundin nicht allein zu lassen. — Jetzt kommt ein Leichenwagen an der Straßenecke — die Pferde ziehen schwer — es sind viele Todte darauf — kein Tuch verhüllt sie, sie starren mit den Augen, die keine treue Hand zugeedrückt hat, zum Himmel auf, — liegen übereinander geschichtet, Jünglinge, Männer, Greise — blutend, entstellt, verstümmelt. — „Nehmt dies auch mit!“ — ruft Fleurette dem Kutscher zu. Der Wagen steht. Sie tritt zitternd heran, und drückt das Kind noch ein Mal an ihr Herz. — „Macht schnell!“ ruft der Kutscher. — Da hebt sie das Kind zum Wagen auf, — will es sicher legen, daß es nicht heruntergleite und blickt auf die Leichen — sie schaut näher hin — das sind gräßliche, stiere Blicke! — ach, sie hat ja noch nie so viel Leichen, so viel Verstümmelte, so viel Entseßliches gesehen; — aber nein, das ist es nicht; — sie reißt die eine Leiche mit starker Hand plötzlich herunter — stumm, lautlos — es ist fürchterlich anzusehen — reißt die Leiche eines schönen Mannes herunter, dessen Stirn von einer breiten Wunde klafft — es ist die Leiche ihres Gatten, in welche sie die Leiche ihres, seines Kindes gelegt hat. — Cäcilie ruft das den Männern zu, denn auch sie hat den todtten Cravin

erkannt, — einen Augenblick fliegt das Entsetzen und das Mitleid auch über einige Gesichter der Umstehenden, — aber wer hat in diesen Tagen des Schreckens noch Raum und Zeit, das Unglück zu ehren und den Schmerz zu schonen? — Die Leichen werden wieder auf den Wagen geworfen und er fährt davon, indeß Cäcilie mit einer mitleidigen Frau die bewußtlose Fleurette auf ihr Zimmer, in ihr Bett trägt. — Am andern Tag ist in Paris wieder Alles ruhig, und geht an seine Geschäfte. — Fleurette ist nicht todt, auch nicht wahnsinnig, nicht einmal krank, — sie lebt, um zu wissen, was sie erlebte und was sie verlor. — Cäcilie hat den Knaben noch aus der Erinnerung für sie gemalt. „In der Revolution ward er geboren, in der Revolution starb er!“ — schrieb sie unter das Bild. —

Louise Otto.

Mailand. Italienischer Patriot: Kennst Du das Land, wo die Citronen blüh'n? — Oesterreichischer Soldat: Galläpfel! wollen's sag'n.

Manchester. Der Besenstiel als Brautwerber: Ein reicher Gutsbesitzer legte an einem schönen Frühlingstage, da sein Vater eine große Gesellschaft auf sein Gut geladen hatte, einen Besen quer über die Haustreppe. — Sieb Acht — sagte er zu einem Freunde — dieser Besen soll mir eine Frau freien helfen; dasjenige Mädchen unter der Gesellschaft, das diesen Besen aufhebt und sich nicht dessen schämt, soll meine Frau werden. — Die meisten der jungen Damen schritten über den Besenstiel hinweg. Einige stolperten darüber; endlich aber bückte sich ein hübsches junges Mädchen darnach, hob ihn auf und stellte ihn an seinen Platz. — Diese ward die Gattin. Das Vermögen, welches er ihr zubrachte, wußte sie zu erhalten und zu vermehren, ihren häuslichen Sinn, ihre Anspruchslosigkeit und Liebenswürdigkeit schätzte er höher als alle anderen äußerlichen glänzenden Vorzüge.

Paris. Es ist eine vollständige Sammlung der Bulletins der Republik erschienen. Es heißt darin: „Durch die Revolution ist der Nationalreichtum verzehnfacht!“ „Die Republik wird das Budget verringern; diese Reform wird unmittelbar erfolgen!“ „Der Communismus ist die unverstandene Zukunft des Volkes — „l'avenir incompris du peuple!“ — „Vor dem Ablauf des Jahres 1848 werden alle Völker die Republik haben!“ — Am schönsten sind die Bulletins, welche aus der Feder George Sand's flossen. In der Nr. 12 ist die Rede von der Rolle gewisser Frauen, „welche wehklagen wie die Jungfrauen von Zion,“ und von ihren eigenthümlichen In-

stincten, denen man nie Rechnung getragen; „ces saintes filles, qui par un dévouement enthousiaste se livrent à un métier que nous nous abstentions de nommer.“ (Diese heiligen Jungfrauen, die sich in enthusiastischer Aufopferung einem Gewerbe hingeben, was wir nicht nennen mögen.) Gewiß das erste Mal, daß ein officielles Aktenstück einer Regierung solche wahnsinnige Verkehrung des Lasters in Tugend enthält!

* * Felix Pyat's Rede über das Recht auf Arbeit rief ein allgemeines Behegeschrei in der selbstfüchtig pöbelhaften conservativen Presse hervor. „Man sprach Euch neulich, begann Pyat auf der Bühne, von zwei Prätendenten auf die Präsidentschaft der Republik. Ich erscheine vor Euch, um Euch von einem Dritten zu sprechen — der Arbeit.“ Man kann sich denken, welchen Sturm dieser Anfang veranlaßte. „Es giebt Reiche und Arme,“ sagte er weiter. „Der Reichtum gehört dem Volke, möge er zum Volke zurückkehren.“ An einer anderen Stelle: „Wir (Proletarier) wollen weder pariser Brotzettel, noch Buzancais'sche Guillotinenzettel.“ (In Buzancais waren unter Ludwig Philipp Arbeiter hingerichtet worden, die bei einer Brotmeute einen Eigenthümer umgebracht hatten.) „Die Februarrevolution zog auf Frankreich einen Wechsel, der unbezahlt blieb und gegen den das Volk vier Monate nach der Ausstellung, im Juni, selbst protestirte.“

Petersburg. Max von Klinger sagt: Wer edel, uneigennützig, großmüthig denkt, ist überall frei — wer niederträchtig, eigennützig, kriechend denkt, ist überall Sklave. Der Mann, der sich in seinem Innern selbst constituirt hat, hängt nicht mehr von der äußern Form ab; er steht auf seiner eignen Magna Charta, die ihm keine Macht auf Erden nehmen kann. — Fürsten sollten von echten Republikanern auferzogen und unterrichtet werden, nicht um Republikaner im gemeinen Sinn zu werden, sondern um von ihnen zu lernen, was sie dem Menschen schuldig sind: wer dieses erfüllt, der ist schon Republikaner, und säß' er auch auf einem unumschränkten Throne. —

Rastenburg. Im Rastenburger Landkreise wurde einem Revierjäger ein Haus bezeichnet, in welchem ein junger Hase mit Milch aufgezogen würde. Der Jäger, an Ort und Stelle angelangt, erkundigt sich beim Hausbesitzer, ob es wahr sei, daß er einen jungen Hasen mit Milch aufziehe. Der Bauer bejaht die Frage, verweigert aber die Herausgabe des fraglichen Hasen. Der Jäger, seines Fanges gewiß, droht nun mit ernst-

lichen Maßregeln. Der Bauer führt nun den Jäger an eine Wlege, in welcher ein kleines Kind lag, und sagte: „Na, dieß ist der junge Hase, den ich mit Milch aufziehe.“ — Der Vater selbst hieß Hase. —

Stuttgart. Ein grünes Kunstland ist über Nacht aus Fluth und Ebbe großer Ereignisse hier emporgestiegen. Darauf stehen zuvorderst zwei kolossale Pferdehäudiger aus carrarischem Marmor, ein herrliches, gebietendes Werk, das unserem talentvollen Landsmanne Hofer Ehre macht. Aus ihren bretternen Ställen, worin sie lange gefangen gehalten worden, sprangen die prächtigen Thiere unlängst erst heraus, mitten in das letzte Grün des Parks hinein. Marmorweiß, marmorglatt; aber nicht marmorkalt. Vielmehr von Gluth und Frische der Bewegung, und in diesem besondern Vorzuge wohl den meisten der zahlreichen Bildwerke ähnlichen Inhalts überlegen. Die berühmten Kloth'schen Pferde vor dem Berliner Schlosse stehen an Lebendigkeit den hiesigen unstreitig nach, während sie dafür mit einer pralleren, strotzenderen, so zu sagen thierischeren Kraft über den Beschauer herfallen. Herr Hofer hat dem „Zeitbewußtsein“ das Zugeständniß gemacht seine Pferde ohne Zügel darzustellen. Der Volkswitz sagt deshalb, sie sind ein Denkmal der Zügellosigkeit des 19. Jahrhunderts. Ich weiß nicht ob der Zügel nachträglich angelegt werden soll — den Pferden, mein ich, nicht dem Jahrhundert; aber die Stellung der Lenker — der Pferdelenker, mein ich, nicht der Zeitlenker — scheint es gebieterisch zu fordern. Diese geballten Fäuste, diese straffen Arme sind ganz unmotivirt, wenn kein Zügel drinliegt. Ich hatte mir gedacht, auch ohne Zügel, der immerhin störend ist — in der Bildhauerkunst, mein ich, nicht in der Staatskunst — wäre Mann und Pferd, beide nackt, in eine Gruppe zusammenzubringen gewesen, etwa durch einen unmittelbaren „kühnen Griff“ in die Mähne; aber einer meiner Freunde vom Jockey-Club versicherte, ein Pferd könne nun und nimmermehr an der Mähne gelenkt werden, es brauchte eines Zaumes. Diese reaktionäre Ansicht verdientermaßen bei Seite gelassen, fehlt dem ästhetischen Auge allerdings das Hauptmotiv, der Zügel. Bei der Antike fühlt der eingestrichelte Alterthümer einen ähnlichen Mangel vielleicht nicht; ein abgebrochener Speer, ein zertümmertes Schild, eine Nasenspitze oder, wie beim Laokoon, ein Arm zu wenig, das sind vielmehr Gewürze im Genusse des Feinschmeckers, ähnlich dem leisen Anflug von Hautgout des Fasanen. Aber ein neues Kunstwerk wird diesen zufälligen Reiz nicht bewußt nachahmen dürfen ohne den unbefangenen Blick zu

stören. Der Transport der Pferde zu Wasser allein verschlang die Summe von 12,000 Gulden. Wären die Zeiten „besser“, schrieb ich die ganze Reisenovelle der Pferdehäudiger, von den Steinbrüchen bei Carrara bis in den königlichen Schloßgarten zu Stuttgart. Wie einst dem Pferde des Odysseus in Troja die Mauer — absit omen — so mußte den unsrigen in Carrara ein Thor, in Heilbronn eine Brücke abgebrochen werden, um die edle Last einzuführen. Aus dem Classischen gehen wir in's Romantische über, von der Plastik zur Glasmalerei, aus dem Schloßgarten in die Stiftskirche. Ihren düstern Chor, denselben aus dessen Tiefen Meister Ludwig die geharnischten Schatten des Rauschbarts aufbeschwor, hat nun auch die Malerkunst mit potenzirter Farbenpracht und Lichtwirkung verklärt. Das Mittelfenster — die beiden zur Seite und das über dem Eingang werden demnächst mit gleichem Schmuck folgen — ziert ein großes Glasgemälde, in zwei Darstellungen zerfallend. Die größere, zugleich durch Farbenpracht ausgezeichnete, ist die Kreuzigung; die kleinere, fast grau in grau gehalten, die Grablegung. Diese unten, jene oben. Noch ein Schritt, und wir stehen im vollen, täglichen, alltäglichen Lichte der Gegenwart. Ein Schritt aus dem Schatten der Stiftskirche in den Schatten des Schauspielhauses. Der Weg führt an Schiller's Standbild vorüber. Ich lege, rückblickend auf die beiden Kunstwerke, von deren Schilderung ich komme, zu seinen Füßen den Wunsch nieder, daß Malerei und Plastik von ihm lernen möchten wie man ideal und doch national, klassisch und doch modern sein, d. h. werden kann. Den Ruhm und das Verdienst der Overbecke und der Schwannthaler, wollen wir unangetastet lassen; aber es wäre denn doch für Meißel und Pinsel Zeit, daß sie aus dem traditionellen und typischen Bann kirchlicher Einseitigkeit und klassischen Alterthums sich in die Gegenwart durchschlügen, an ihrem Gestaltungsdrange mitarbeiteten, ihren Neubau ausschmücken und verklären hülften. Die Eröffnung des Theaters ging ohne Sang und Klang vorüber, und die hiesigen Zeitungen, dieselben, die den Bühnenschluß mit einer unermülichen Regemustik beflissen feierten, hatten für die Aufhebung der Maßregel kaum eine dürftige Anzeige. Aesthetisch würdig wurden die Vorstellungen durch zwei vaterländische Meisterwerke, den Freischütz und Göthe's Faust eingeführt. Ihnen folgten und folgen demnächst Clavigo, Wallenstein, der Richter von Zalamea, von Neueren Gukow's Ditsfried und Raube's Prinz Friedrich, in der Oper der Spohr'sche Faust, die Vestalin, Oberon. Was die vorgeschriebene Oekonomie in der Haushaltung angeht, so begann dieselbe beim Publikum: man

setzte die Eintrittsgelder so bedeutend herunter, daß die erste Galerie für den sehr christlichen Abonnementspreis von 33 rheinischen Kreuzern in der Oper einen Bischof, im Schauspiel einen Moriz, im Orchester einen Moliere genießen, daneben aber natürlich die Lind und die Rachel vermissen kann. Von allen Künsten im Schwabenland feiert am meisten seine älteste, erste, beste: die Dichtkunst. Während der Hammer des Bau-meisters, der Meißel des Bildners, die Stimme der tragischen Muse und des Gefanges, wenn auch minder lebendig als in ruhigen Zeiten, doch immerhin vernehmlich durch den Sturm der Gegenwart klingt, schweigen die Saitenspiele unserer Dichter ganz und gar. Nur von der Aeolsharfe zu Weinsberg schwirrt dann und wann ein kurzer Ton herüber, kein Geisterwehen wie sonst, sondern ein alter schwacher Spott auf die Erhebung der Zeit, ein zürnender Tadel „gegen die Jungen“. Das andere Haupt der schwäbischen Schule, Uhland, taucht unter im Strom der Politik, und sein Nachwuchs, Pfizer, Kurz etc., schwimmt in dem zerrissenen Wasserlein politischer Vereine hierhin und dorthin auseinander. Natürlich mag dies Verstummen unserer Poeten sein, da es auch anderwärts sich wiederholt; erfreulich ist es nicht. Wenn die politische Dichtkunst, die letzte und hervorragendste Erscheinung der literarischen Vergangenheit, in ihrer Bedeutung früher überschätzt und jetzt von der Wirklichkeit überflügelt worden, muß darum alle Dichtkunst auf ein Mal verschwinden? Sie hat durch die Dämmerungen und die Nacht des Vaterlandes geungen, und damit ein Recht und eine Pflicht sich erworben seine Morgenröthe zu grüßen. Nun die schwüle drückende Luft von uns allen genommen ist, in der auch die Singvögel mit ermatteterem Flügel-schlag und in trauervoller Zerrissenheit sich bewegen, warum erfüllen sie die goldene Freiheit nicht mit fröhlichem Klang, die neue Zeit mit neuen Weisen, die frostigen Schauspielhäuser mit warmen Tönen, den verwirrten Kampf der Parteien mit Leit- und Mahnrufen, den Schrecken und Wahnsinn entfesselter Leidenschaft mit versöhnlichen Trost- und Warnungstimmen? Es ist auf dem Parnas wie in der Paulskirche; die Linke rührt sich, wie in allen Kammern, so auch auf allen Lauten, lebendiger als die Rechte. Ein Beispiel statt vieler. Von den ehemaligen Dioskuren am Rhein singt Freiligrath allein weiter; Geibel schweigt! (A. A. Z.)

Strasburg. Wien ist gefallen. Der zweite Akt des großen Trauerspiels, von dem am 15. Mai in Neapel der erste aufgeführt wurde. Man nennt uns die Nothen — eine düstere und nur

zu gewisse Weissagung der deutschen Republik. — Noth werden wir sein, alle, von diesem nichtswürdigen rothen Blut dieser Mörder, dieser Volksverräther, die sich jetzt an unserm Blute sättigen. Wien! Man sollte glauben, die Sprache eines Attila zu hören. Nur für Eins kann man noch Gefühl haben, für die blutigste, erbarmungsloseste Rache. Wir haben uns hier schwarzen Flor um die Hüte gebunden, Trauer um Wien, um diese großen, edlen Menschen; wir werden ihn nicht eher wieder ablegen, als bis wir ihn im Blute dieser volksverrätherischen Schurken roth gefärbt haben. — Gustav Rasch.

Trier. Hier haben die „Demokraten des Gymnasiums“ bei dem demokratischen Vereine Klage geführt gegen einen Beschluß der Gymnasiallehrer, wodurch allen Schülern des Gymnasiums verboten wird, dem demokratischen Vereine anzugehören, und das Präsidium gebeten, an den Director eine Deputation abzuschicken, die ihn darum ersuche, „sich aller Eingriffe in das Associationsrecht aller Deutschen, zu dem mithin auch die Gymnasialisten befugt und berechtigt sind, zu enthalten, daß er überhaupt die Gymnasialisten in keiner Weise in ihren Ansichten beeinträchtige.“ In Folge dieser Zuschrift wurde beschlossen, eine Deputation an Herrn Gymnasial-Director Loers abzuschicken, welche sich über den Sachverhalt Aufschluß erbitten sollte. Herr Loers versicherte, daß er, gleichwie die übrigen Lehrer, die Bestrebungen unserer Zeit anerkenne, daß er es aber für die Studien hinderlich fände, wenn die Gymnasialisten sich am öffentlichen Leben betheiligen. —

Wien. Windischgrätz, der verruchteste Name, den nächst Jellachich die Geschichte aller Zeiten nennen wird, hat sehr wohl daran gethan, daß er vor Allem alle Zeitungen unterdrückte. Denn es ist nicht zu glauben, welche Greuel der Grausamkeit dieser Kriegs- und Kaisers-Knecht verüben, mit welchem Blutdurste er die Helden der Freiheit hlmorden läßt! Das widerliche Gesicht dieses des Namen „Mensch“ im höchsten Grade unwürdigen Fürsten verzerrt sich zu noch häßlicherer Brutalität, als ihm von Natur gegeben, wenn die Freude über neue Hinrichtungen es durchzuckt. Windischgrätz würde den Tag für verloren halten, an welchem er nicht eine Anzahl Oesterreicher dem Tode geopfert. Und das duldet der Kaiser in Olmütz, der Kaiser, der so oft von Liebe zu seinem Volke sprach und noch davon zu sprechen sich nicht entblödet! Und das duldet das ganze übrige Deutschland! Noch rührt sich kein allgemeiner deutscher Heereszug gegen Windischgrätz und Jellachich. Deutsch-

land, du häufst neue Schmach auf deine alte, die du abgeschüttelt hattest durch deine Erhebung in diesem Jahre. Die Kroaten haben in Wien Kinder gespießt, Mädchen und Frauen die Brüste abgeschnitten, Greuel verübt, vor denen die Bestien der afrikanischen Wüste zurückschrecken würden, und Jellachich hat dazu gelacht, wenn sich die Verzweiflung an diese Creatur, ohne alles Gefühl für Recht, für Menschenwohl, wandte. Noch kein Jahrhundert hat zwei dergleichen Hyänen in Menschengestalt zugleich erzeugt, wie das neunzehnte in Jellachich und Windischgrätz. Und Oesterreich hat sie hervorgebracht! Glückliches Preußen! du mußt sie von uns borgen. Man erzählt sich hier: Es seien an Windischgrätz und Jellachich glänzende Anerbietungen ergangen, wenn sie nach Preußen kommen und auch dort das Volk wieder niedertreten und die erkämpfte Freiheit vernichten wollten.

C. S.

* * Aus der Neuen Rheinischen Zeitung:

Wenn wir noch knien könnten,

Wir lägen auf den Knien;

Wenn wir noch beten könnten,

Wir beteten für Wien!

Doch lange schon verlernten

Wir Kniefall und Gebet —

Der Mann ist uns der beste,

Der grad und aufrecht steht!

Die Hand ist uns die liebste,

Die Schwert und Lanze schwingt!

Der Mund ist uns der frommste,

Der Schlachtgesänge singt!

Wozu noch bittend winseln?

Ihr Männer, in's Gewehr —

Heut ballt man nur die Hände,

Man faltet sie nicht mehr!

Es ist das Händefalten

Ein abgenutzt Geschäft —

Die linke an die Scheide,

Die rechte Hand an's Hefe!

Die Linke an die Gurgel

Dem Sklaven und dem Schust,

Die Rechte mit der Klinge

Ausholend in der Luft!

Ein riesig Schilderheben,

Ein Ringen wild und kühn —

Das ist zur Weltgeschichte

Das rechte Flehn für Wien!

Ja, Deutschland, ein Erheben;

Ja, Deutschland, eine That!

Nicht, wo im rothen Dolman

Einhersprengt der Kroat,

Nicht, wo vom Huf der Rosse

Das Donauufer bebt,

Nicht, wo vom Stephansthurme

Der weiße Rauch sich hebt,

Nicht, wo aus Slavenmörtern

Die Brandraketen sprüh'n —

Nicht dorthin, ernster Norden,

Gewaffnet sollst du zieh'n!

Nicht dorthin sollst du pilgern

Zur Hilfe, zum Entsatz —

Allwärts, um Wien zu retten,

Stehst du an deinem Platz!

Räum' auf im eignen Hause!

Räum' auf und halte Stuch —

Den Jellachich zu jagen,

Wirf deinen Jellachich!

Ein dreister Schlag im Norden

Ist auch im Süd ein Schlag;

Mach' fallen unser Olmüz,

Und Olmüz raffelt nach!

Der Herbst ist angebrochen,

Der kalte Winter naht —

O Deutschland, ein Erheben!

O Deutschland, eine That!

Die Eisenbahnen pfeifen,

Es zuckt der Telegraph —

Du aber bleibst gelassen,

Du aber bleibst im Schlaf!

Bei'm Todeskampf der Riesin

Dastehst du wie von Stein —

Alles, wozu du dich ermannst,

Ein kläglich Bravoschrein!

3. November, Nachmittags.

F. Freiligrath.

* * Um die Gemüther über die auf's Frechste, durch den Judas Ischarioth am Heiland Freiheit, Windischgrätz, gemordeten Brüder zu beruhigen, hat der Minister Kraus Herrn Holbein aufgefordert, in den beiden Hoftheatern spielen zu lassen; Herr Holbein aber wies nach, daß der größte Theil des Personals Reihhaus genommen, und nicht das allerkleinste Stück besetzt werden könnte.

F. Lasler.

Verantwortlicher Redacteur: Robert Schmieder.

Druck von Carl Ramming
in Dresden.In Commission der Arnold'schen Buchhandlung
in Dresden und Leipzig.